

Johanna-Charlotte Horst

Ich denke, also ordne ich (nicht)...

Rezension von: Georges Perec: *Denken/ Ordnen*, übers. v. Eugen Helmlé, Berlin/ Zürich: diaphanes Verlag 2014, 176 Seiten, ISBN 978-3-03734-740-9

Den unhintergehbaren Zusammenhang von Lebenswelt, Ordnungsform und Sprache führt Georges Perec in dem von Eugen Helmlé wunderbar übersetzten Essay-Band *Denken/ Ordnen* in unterschiedlichsten Konstellationen vor Augen. Wer viel backt, braucht mehr Bezeichnungen für die verschiedenen Konsistenzformen von Zucker als die meisten, und wer am Nordpol lebt, mehr für das, was üblicherweise schlicht „Schnee“ genannt wird. Und weiter: Wer viel und dazu noch literarisch schreibt, bekommt es mit den Ordnungen der Sprache zu tun. Leser von *Wou le souvenir d'enfance* oder *La Vie Mode d'Emploi* wissen, dass Perec außerordentlich aufmerksam für die Struktur seiner Texte ist und dass das Prinzip der Formgebung mal mehr und mal weniger, doch immer spürbar lesbar bleibt. So explizit wie in diesem Band wird die Frage nach dem Ordnen im Schreiben, dem Denken im Schreiben und der Verbindung von Denken und Ordnen allerdings selten gestellt. Im titelgebenden Essay „Denken/ Ordnen“ verschiebt sich die Suche nach einer Ordnung im Denken hin zu einer Befragung von Textordnungen besonders eindrücklich. Sowohl Jorges Luis Borges' chinesische Enzyklopädie, über die Michel Foucault so nachhaltig lachen musste, als auch Italo Calvinos Roman *Wenn ein Reisender in einer Winternacht...* werden als Stichwortgeber einer Schreibpraxis aufgerufen, in der textuelle Ordnungen thematisch und für den Leser irritierend erfahrbar werden. Im Gegensatz zu Borges und Calvino gerät Perecs Denken und Schreiben dabei selbst aus den Fugen: „Als hätte das durch dieses DENKEN/ ORDNEN ausgelöste Hinterfragen das zu Denkende und das zu Ord nende auf eine Weise in Frage gestellt, dass mein ‚Denken‘ sich nur zersplitternd, verzettelnd und unaufhörlich auf die Fragmentierung zurückkommend, die es ordnen zu wollen vorgab, darüber nachdenken konnte.“¹ Der Schrägstrich zwischen „Denken“ und „Ordnen“ verbindet auf bloß diffuse Weise:

„Denken/ Ordnen

¹ Perec, Georges: *Denken/ Ordnen*, u. übers. v. Eugen Helmlé, Berlin/ Zürich: 2014, S. 144.

Was bedeutet der Schrägstrich? Was fragt man mich eigentlich? Ob ich denke, bevor ich ordne? Ob ich ordne, bevor ich denke? Wie ich das ordne, was ich denke? Wie ich denke, wenn ich ordnen will?“²

In der Offenheit des Fragens werden hier die Verben „ordnen“ und „denken“ immer wieder neu zueinander ausgerichtet, ohne dass sich dabei eine Klärung ihres Verhältnisses abzeichnen würde. Methodenreflexion zerfranst in ein umherirrendes Suchen nach Ordnungen und führt zu einem „Mäander inmitten der Wörter“, das „viel eher zur Kategorie des Gekritzels, des Knotens im Taschentuch, des Gemeinplatzes“³ gehört. Wenn noch von einer Methode die Rede sein kann, dann geht es in ihr weniger um die Sicherstellung von Wahrheitserkenntnissen, als vielmehr um unkalkulierbare Begegnungen: „man müsste von tastenden Versuchen reden, von Spürsinn, von Verdacht, von Zufall, von zufälligen oder herausgeforderten oder zufällig herausgeforderten Begegnungen.“⁴ Die Wirklichkeit wird nicht auf Distanz, sondern in eine Nähe gebracht, die abstraktem Erkennen einen Raum möglicher Erfahrungen entgegensetzt. In diesem lassen sich drei zentrale Themenfelder ausmachen: die Ordnung des Alltags, die damit eng verknüpfte, aber nicht identische Gesellschaftsordnung sowie die Ordnung der Geschichte. Ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Gesellschaftlich-Öffentliches oder Privates handelt, wird mit diesen Systemen spielerisch umgegangen, werden ihre Strukturen aufgebrochen und in materialistischer Manier umarrangiert.

So beschreibt Perec beispielsweise, wie er seinen Schreibtisch immer zwischen zwei verschiedenen Schreibprojekten, im Moment aussetzender Produktivität, aufräumt und wie in dieser freien Zeit buchstäblich ein Spiel-Raum entsteht. Denn letzten Endes bleibt das Aufräumen ein bloßes Umräumen, bei dem die Gegenstände meistens wieder an ihren vorherigen Platz zurückkehren. Die alte Idee der *page blanche* als unberührter Ursprung eines Textes wird zwar als Topos aufgerufen – es ist die Rede von einer „jungfräuliche[n], intakte[n] Arbeitsfläche“⁵ –, im Spiel der Verschiebungen aber als unmöglich erreichbar verabschiedet. An die Stelle eines weißen Blattes tritt hier vielmehr die Imagination eines kafkaesken Schreibtisches, der sich durch verschiedenste Schubladen- und Klapptechniken quasi selbst in Bewegung hält, sodass die Schreibunterlage ein *Perpetuum mobile* zu werden droht. Nicht nur über den aufräumenden, sondern auch über den bücherbesitzenden Perec lässt sich mit Walter Benjamin sagen: „So ist das Dasein des Sammlers dialektisch gespannt zwischen den Polen der Unordnung und der Ordnung.“⁶ Denn ganz gewiss über-

2 Ebd., S. 145.

3 Ebd., S. 164 f.

4 Ebd., S. 162.

5 Ebd., S.16.

6 Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main: 1977, S. 389.

lässt der Bibliothekar Perec seine Bücher nicht einfach der Unordnung oder gar einem anarchistischen Chaos. Komplizierte Ordnungsformeln wie „K+Z>362<K-Z“ führen zu immer neuen Strukturmodellen, aber – „zwischen der Illusion des Vollenetzten und dem Rausch des Nichtfassbaren“⁷ – niemals zu einem totalitären System.

Dies gilt auch für die Lektüre offizieller Geschichtsschreibungen. Überrascht stellt Perec fest, dass er sich an nichts mehr erinnern kann, was er als Schüler im Geschichtsunterricht gelernt hat. Um das Vergessene wieder hervorzuholen, schreibt er in einer Art Lernspiel Überschriften, Unterstrichenes, Kursivgesetzes, Bildunterschriften und Fettgedrucktes aus *Malet & Isaac*, dem französischen Standardwerk zur französischen Geschichte, ab. Es scheint ihm „sehr wirkungsvoll den Unterricht dieser fingierten Geschichte zu illustrieren, bei dem die Ereignisse, die Ideen und die (großen) Männer wie die Teile eines Puzzles an ihren jeweiligen Platz gestellt werden.“⁸ Das Puzzle, das Perec nun mit diesem Geschichtstext zusammensetzt, unterläuft die von Foucault als monumental beschriebene Totalität eines Geschichtswissens in seiner scheinbar abgesicherten Sinnhaftigkeit. Mit den Schriftfragmenten wird ein neuer Text geschrieben, in dem die großen Schlagwörter der Geschichte als deren Reste in Bewegung kommen. Sie tauchen ohne Kontext auf und es ist der Phantasie des Lesers überlassen, sie in ein neues Narrativ zu bringen. Das Erinnern hat sich damit gerade in der paradigmatischsten Schulstrafe des Abschreibens aus dem Zwang zum Auswendiglernen herausgearbeitet und ist in eine zerstreut befreiende Praxis übergegangen. Totalitären, rigorosen und als Zwang auftretenden Ordnungen versucht Perec also von einem noch unbesetzten Punkt aus zu begegnen. Das Denken und Schreiben in diesen Essays wird von einer Praxis des Ordnen begleitet, nicht aber durch eine bestimmte Ordnung konstituiert, weil – so ließe sich mit Barthes hinzufügen – „die Zusammenhanglosigkeit der Ordnung vorzuziehen ist, die deformiert.“⁹

Foucault hat in einem Text mit dem Titel „Über sich selbst schreiben“ die Möglichkeit aufgezeigt, in verstreuten logoi zu einer Selbstbildung zu gelangen.¹⁰ Diese Logoi können unterschiedlichste Dinge sein, doch immer haben sie zu tun mit einem anderen, durch den man hindurchgeht und in dem man ein Selbst findet, das sich nicht fixieren muss, um von sich sprechen und schreiben zu können. In diesem Sinne löst Perec sich in *Denken/ Ordnen* als autoritäre Autor-Instanz auf und entgegnet der Sorge seiner Kritiker um die Wiedererkennbarkeit seiner „Schreibe“, in der sich der Wunsch nach einer Autoridentität ausdrückt, mit „systematischer Unbe-

7 Perec, Georges: *Denken/ Ordnen*, S. 39.

8 Ebd., S. 70.

9 Barthes, Roland: *Über mich selbst*, übers. v. Jürgen Hoch, München: 1978, S. 102.

10 Foucault, Michel: „Über sich selbst schreiben“, in: *Schriften zur Literatur*, hrsg. v. Daniel Defert und François Ewald, übers. v. Michael Bischoff, Frankfurt am Main: 2003, S. 355.

ständigkeit“.¹¹ Er versichert sich keiner festen Position im Schreiben, sondern bleibt als Beobachter in Bewegung. Seine Betrachtungen nennt er auch Seitenblicke, deren verschobene Perspektive selbst zunächst befremdend erscheint, von der aus Dinge aber letztendlich in ihrer, als solche nicht mehr wahrgenommenen Verfremdung wieder sichtbar werden können. In dem Essay „Zwölf Seitenblicke“ wird beispielsweise die Modeindustrie als Fetischisierungsmaschinerie entlarvt, die so tut, als ob sie dem natürlichen Bedürfnis des Käufers nachkomme, vom eingenommenen Seitenblick aus diesen aber erst unter das Joch der Begehrensproduktion stellt. Es geht also darum, selbstverständlich gewordene Ordnungen in ihrer Gemachtheit zu erkennen. Die zweite Natur, die als Machtkonstellation unsichtbar geworden ist, hatte bereits Perecs Lehrer Roland Barthes in seinen *Mythologies* bearbeitet. Beide Autoren setzen sich eine Brille auf, durch deren Gläser die Wirklichkeit anders erscheint als normalerweise. Der Essay „Betrachtungen über die Brille“ – auf den ersten Blick eine etwas abstruse, weil von einem Nicht-Brillenträger geschriebene Betrachtung über das Brilletragen – lässt sich in diesem Zusammenhang vor allem auch als eine Reflexion über Sehgewohnheiten lesen. Durch veränderte Wahrnehmungsbedingungen soll die Aufmerksamkeit auf solche Dinge gelenkt werden, die von bestimmten Ordnungsstrukturen verdeckt werden. So haben die verzerrenden Brillengläser, die Fragmentierungen des Geschichtsbuches und das spielende Aufräumen die gleiche Funktion. Sie setzen die Teile eines scheinbar kohärenten Ganzen auseinander und machen eine Umordnung des Gegebenen denkbar. Perecs Vorschlag lautet also: Zerstreut Euch in der Praxis kritischen Denkens!

11 Perec, Georges: *Denken/ Ordnen*, S. 7.